

Projektinformation

Wo Wasser Licht und Hoffnung erzeugt



Mitglied der
actalliance

Brot
für die Welt

Inhaltsverzeichnis

Landesinformation Guatemala	3
Wissenswertes über das Land in Mittelamerika	
Wo Wasser Licht und Hoffnung erzeugt	4
Die Organisation Jotay hilft indigenen Familien, auf nachhaltige Weise Energie zu produzieren.	
„Die Mini-Kraftwerke sind ein Instrument der Emanzipation“	7
Die Bedeutung des Projektes gehe weit über den praktischen Nutzen hinaus, meint Flory Yax Tiu. Sie koordiniert die Arbeit von Jotay.	
„Wir haben Vertrauen in uns selbst gewonnen“	9
Vier Menschen aus der Zona Reina berichten, wie sie vom Projekt profitiert haben.	
Sisyphusarbeit für indigene Rechte	11
Fachkraft Jan Schikora unterstützt Jotay bei der Wissensvermittlung und der Öffentlichkeitsarbeit.	
Das Projekt im Überblick	12
Zahlen und Fakten	
Stichwort: Ernährung	13
Wie Brot für die Welt hilft	
Ihre Spende hilft	14
Wie Sie unsere Arbeit unterstützen können	



Feedback

Ihre Anregungen, Meinungen, Ideen oder Kritik sind uns sehr willkommen. Sie helfen uns damit, unsere Materialien weiterzuentwickeln. Schreiben Sie uns doch einfach eine E-Mail an
→ kontakt@brot-fuer-die-welt.de

Landesinformation Guatemala

Guatemala ist der bevölkerungsreichste Staat Zentralamerikas. Er grenzt an Mexiko, Belize, El Salvador, Honduras, den Pazifik und den Atlantik. Während der nördliche Teil des Landes durch Savannen und Regenwälder geprägt ist, befinden sich im zentral gelegenen Hochland einige der höchsten Gipfel Mittelamerikas, unter anderem der 4.220 Meter hohe Vulkan Tajumulco. Südlich davon liegt ein 40 bis 50 km breiter Küstenstreifen.

Nach 300 Jahren Kolonialherrschaft erklärte Guatemala im Jahr 1821 seine Unabhängigkeit von Spanien, 1839 wurde die Republik ausgerufen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert litt das Land unter einem bewaffneten Konflikt, der im Jahr 1960 begann und erst mit dem

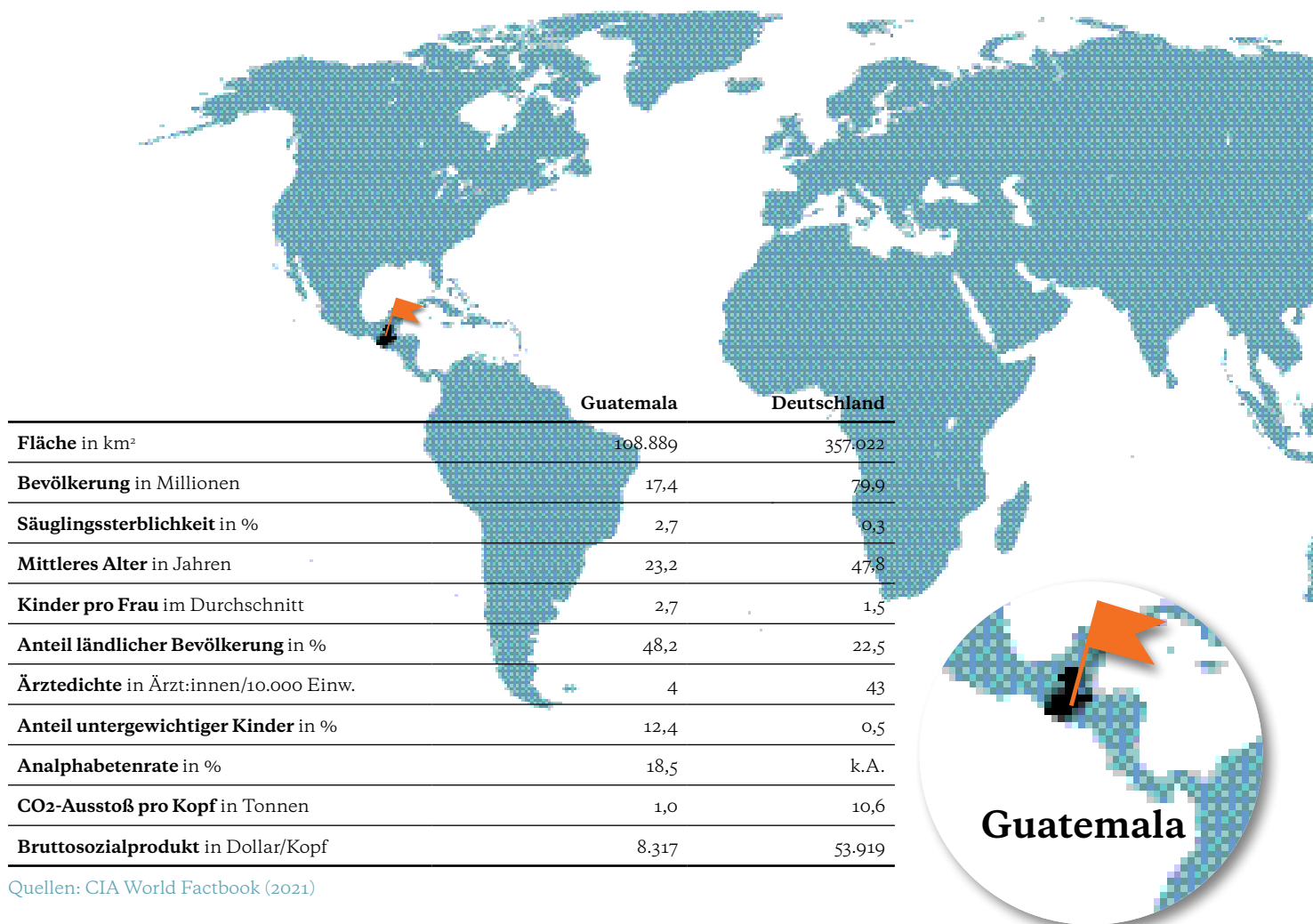
Friedensvertrag von 1996 offiziell beendet wurde. Hunderttausende Menschen, vor allem Angehörige der indigenen Bevölkerungsgruppen, bezahlten diesen Konflikt mit ihrem Leben.

Heute leben fast 70 Prozent der guatemalteken Bevölkerung in Armut, die Hälfte ist unterernährt. Damit belegt das Land den traurigen Spitzenrang in Lateinamerika. Von der Armut sind insbesondere indigene Kleinbauernfamilien betroffen. Sie haben oft große Schwierigkeiten, sich ganzjährig mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Zudem gibt es in ihren Dörfern häufig weder befestigte Straßen noch fließendes Wasser und Strom.



Die Flagge Guatemalas

Die von zwei blauen Streifen begrenzte weiße Fläche symbolisiert die geographische Lage des Landes zwischen Pazifik und Atlantik. Das Wappen zeigt einen Quetzal, den Nationalvogel Guatemalas. Die Schriftrolle darunter enthält das Datum der Unabhängigkeit. Die zwei Gewehre stehen für die Verteidigungsbereitschaft des Landes, die Olivenzweige für seine Friedfertigkeit.



Wo Wasser Licht und Hoffnung erzeugt

Obwohl sie in einer Region leben, in der mehr Energie produziert wird, als das ganze Land benötigt, haben viele indigene Familien im Norden Guatemalas keinen Stromanschluss. Eine Partnerorganisation von Brot für die Welt will das ändern – sie setzt auf eine umweltschonende und soziale Alternative.

41 Jahre lang dauerte die Finsternis für Mario Chic. Ein Wimpernschlag, verglichen mit den 500 Jahren, die sein Volk nun schon auf der Schattenseite steht. Die Maya, Erfinder der mathematischen Null und eines Kalenders, der genauer ist als unser gregorianischer, einst stolze Bewohner mächtiger Stadtstaaten, die sich weit über das heutige Gebiet von Guatemala hinaus erstreckten, wurden von den spanischen Kolonialherren versklavt und von deren Nachfahren zur Zwangsarbeit gezwungen. Dann, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, starben Tausende von ihnen während eines

36 Jahre dauernden bewaffneten Konfliktes, dessen Leidtragende vor allem die Zivilbevölkerung war. In dieser Geschichte also wurzelt das Leben von Chic und den Menschen dieser Region. Geboren wurde er wie viele Maya-Kinder auf einer Bastmatte mitten im Wald. Dorthin hatte sich seine Mutter vor den Häschern der Militärdiktatur geflüchtet, nachdem ihr Dorf niedergebrannt worden war. Tagsüber drang nur sanftes Licht durch das dichte Blätterdach. Nachts war es stockdunkel und Feueranzünden streng verboten, es hätte sie verraten. Chic lernte, nicht mit den Augen, sondern mit den Füßen zu sehen und im Dunkeln nahezu lautlos durch den Dschungel zu laufen – bis heute bringen Maya-Eltern ihren Kindern diese Fähigkeit bei.



Zufrieden Mario Chic mit Ehefrau Natividad Yat und den beiden Töchtern Bertina (links) und Glenda (rechts). Nach vielen Jahren der Finsternis verfügt die Familie nun endlich über Strom.

Ein Leben im Abseits

Als der Krieg 1996 zu Ende ging, konnten Chic und die anderen Flüchtlinge zwar den Wald verlassen und sich in der Region Quiché ein neues Leben aufbauen. Doch die Mächtigen im Staat blickten weiterhin über sie hinweg – nur die Tourismusbehörde zeigte Interesse an den Indigenen: Sie wirbt gern mit Bildern von Folklore und Frauen in bunt gewebten Blusen. Aber Strom, Wasserleitungen und Straßen blieben lange ein Traum in der Zona Reina, wo nach Kriegsende Tausende Flüchtlingsfamilien angesiedelt wurden. Eine Region, die nur 250 Kilometer von der Hauptstadt entfernt liegt, für die man aber acht Stunden mit dem Auto braucht – die meiste Zeit für die letzten 50 Kilometer auf einer unbefestigten Schlammstraße durch gespenstische Nebelwälder.

Anfang der 2000er waren die Indigenen es leid, ihre Benachteiligung einfach hinzunehmen. „Wir hatten Flüsse, und wir wollten daraus Strom gewinnen“, erinnert sich Chic, der mit Ehefrau Yat und seinen vier Kindern Bertina, Victoria, Glenda und Mario in einem bescheidenen Holzhaus im Dorf La Gloria lebt. Damals begann eine Odyssee, der sich bald darauf MadreSelva anschloss, eine kleine Umweltorganisation, die Teil des von Brot für die Welt mit getragenen ökumenischen



Hartes Stück Arbeit Bevor die Bewohner von La Gloria ihre Turbine anschließen konnten, mussten sie viele Hindernisse überwinden.

Netzwerks Jotay ist. José Cruz, der für MadreSelva den Kampf der Maya-Gemeinden seit Langem begleitet, erzählt vom größten Problem: „Guatemalas Wirtschaftselite und die Politiker hatten ganz andere Pläne“. Zwar wollten auch sie die abgelegene, regnerische Bergregion nutzen, um Strom durch Wasserkraft zu erzeugen. Aber nicht, um die indigene Bevölkerung zu versorgen, sondern um Profit zu machen.

David gegen Goliath

Seit dem Ende des Bürgerkriegs liegt die Stromerzeugung weitgehend in Händen privater Unternehmen. Weil es für sie lukrativer ist, exportieren sie einen Gutteil des Stroms nach Mexiko und in die mittelamerikanischen Nachbarländer – während in manchen Regionen Guatemalas immer noch weniger als 40 Prozent der Bevölkerung einen Stromanschluss haben.

Die Rechte der Anwohnerinnen und Anwohner werden bei diesen Mega-Projekten missachtet – so wie beim Bau der Talsperre Chixoy in den 1970er und 1980er Jahren. Damals wurden 400 Indigene ermordet, weil sie sich der Umsiedelung widersetzen. Viele der Dörfer rund um die Anlage haben bis heute keinen Strom. Und nicht nur das: Sofern sie unterhalb der Talsperre liegen, haben sie auch keinen Zugang zu Wasser mehr.

„Wasser ist für uns Maya ein heiliges Element“, erzählt Chics Ehefrau Yat. Es wegzunehmen, zu verkau-

fen und zu vermarkten, ist in ihrer Kultur undenkbar. Deswegen wehren sich die Bewohnerinnen und Bewohner der Zona Reina bis heute gegen die Mega-Wasserkraftwerke der großen Konzerne und setzen stattdessen auf den Bau von dezentralen „Mini-Kraftwerken“ zum Nutzen aller. „Mit dieser Idee kamen die Indigenen 2010 auf uns zu“, erinnert sich Cruz. Für seine Organisation, die vor allem auf Umweltschutz spezialisiert war, wurde es eine Herausforderung. Cruz musste sich erst einmal selbst schlau machen.

Ein langer Kampf

Es galt zudem, viele Widerstände zu überwinden. Ein evangelikaler Prediger, bezahlt von lokalen Politikern und Energiefirmen, säte Zwietracht und redete das Vorhaben schlecht. Mehrere Zeitungen veröffentlichten Hetzartikel gegen Cruz und seine Mitarbeitenden, bezahlte Schlägertrupps lauerten ihnen auf. Doch die Befürworterinnen und Befürworter des Projektes verzagten nicht. Sie hoben Kanäle aus, leiteten einen Teil des Flusses um, legten Sedimentierungsbecken an, stellten Strommasten auf, verlegten Kabel, bauten ein kleines Elektrizitätswerk. Die ganze Gemeinde half dabei – „auch wir Frauen“, betont Yat. Ausgewählte Gemeindemitglieder konnten sich zudem in Elektrik oder Buchhaltung weiterbilden. „Es war ein Projekt, von dem wir alle etwas hatten“, sagt Chic.

Als 2012 endlich die erste Turbine ans Netz ging, feierte die Gemeinde ein rauschendes Fest. „Ein Traum wurde wahr. Nie hätten meine Großeltern das für möglich gehalten“, sagt Bertina, die 23-jährige Tochter von Chic und Yat. Die Gemeinde hat sich seither rasant verändert. Geschäfte bleiben abends länger auf, ein Handyladen und eine Schweißerei haben eröffnet, eine Bäcker-Kooperative wird gerade gegründet. Chic, der von einem Arbeitsaufenthalt in den USA elektrische Sägen und Hobel mitgebracht hat, will eine Schreinerei aufmachen, wenn er sein eigenes Häuschen fertig renoviert hat. Kinder brauchen keine Kerzen mehr, um abends Hausaufgaben zu machen. Jugendliche können per Handy und Computer ein Fernstudium absolvieren und plötzlich von einer anderen Zukunft als der Landwirtschaft träumen. „Dank des Stroms haben wir während der Corona-Pandemie keine einzige Unterrichtsstunde verpasst“, sagt Bertinas 17-jährige Schwester Glenda.

Mehr Rechte für die Frauen

Früher hätten die Frauen nicht so selbstbewusst das Wort ergriffen. Der Strom brachte ihnen nicht nur Erleichterung bei der täglichen Hausarbeit, sondern auch ein neues Rollenverständnis. Yat erinnert sich noch gut an die Diskussionen mit ihrem Mann, wo im Haus die erste Glühbirne hängen sollte. „Er wollte sie auf der Veranda, ich in der Küche“, sagt sie und schmunzelt. Beide Orte bekamen schließlich eine.

Tochter Bertina gehört zu einer Gruppe junger Frauen, die mit Unterstützung von Utz Che', einer weiteren Partnerorganisation von Brot für die Welt, Gemüsegärten zur gesünderen Eigenversorgung angelegt haben und einen kleinen Stall mit Legehennen unterhalten, deren Eier sie auf dem Markt verkaufen. Eine andere Frauengruppe stellt Seifen her, eine dritte betreibt eine Saatgutbank mit lokalen Sorten, um die Abhängigkeit von Händlern und ihrem gentechnisch veränderten Saatgut zu verringern. „Und in der Gesundheitsstation haben wir jetzt Licht, einen Kühlschrank für Impfstoffe und sogar ein Ultraschallgerät, mit dem ich meine Tochter Genesis noch vor der Geburt im Mutterleib sehen konnte“, erzählt Bertina.

Nachhaltigkeit wird groß geschrieben

Auch der Umweltschutz hat durch den Strom Anschub bekommen. 50 Prozent der Wälder des Landes wurden inzwischen abgeholzt. In den Projektgemeinden der Zona Reina dagegen schützen die Menschen die Bäume, damit die Wasserquellen und damit der Strom nicht versiegen. Ein Umweltkomitee der Gemeinde kümmert sich in enger Abstimmung mit MadreSelva und Utz Che' um ihren Erhalt und um die Aufforstung.



Neue Möglichkeiten Der Strom hat das Leben im Dorf rasant verändert – und einen wirtschaftlichen Aufschwung ermöglicht. So konnte neben einem Handy-Laden auch eine Schweißerei eröffnet werden.

Eine Herausforderung ist die Stromerzeugung jedoch weiterhin. Bei Reparaturen, die über Routinewartungen hinausgehen, muss immer noch ein Experte aus der nächstgelegenen Großstadt vorbeischauen. Einmal im Monat versammelt sich das Stromkomitee. Kassierer Juan, in Strohhut und Gummistiefeln, grübelt über die Frage, um wie viel der Monatsbeitrag von 30 Quetzales (rund drei Euro) pro Familie erhöht werden muss, damit die Leitung repariert werden kann, die kürzlich durch einen Erdbeben beschädigt worden war. „Ich bin Bauer und nur vier Jahre zur Schule gegangen“, sagt er. „Aber wir alle müssen uns anstrengen, um voranzukommen.“

Ein Modellprojekt

Das Licht in der Zona Reina strahlt inzwischen weit aus in die Region. Immer wieder kommen Delegationen aus anderen indigenen Gemeinden, die dem Beispiel folgen wollen. Fünf Mini-Wasserkraftwerke gibt es bereits in der Gegend, weitere sind in Planung. „Plötzlich werden wir wahrgenommen“, sagt Bertina. Sie klingt: stolz.

„Die Mini-Kraftwerke sind ein Mittel der Emanzipation“

Flory Yax Tiu, 44, ist Programmverantwortliche für nachhaltige Ressourcennutzung bei Jotay. Im Interview spricht sie über Herausforderungen und Erfolge ihrer Arbeit – und welchen Anteil Brot für die Welt daran hat.

Frau Yax Tiu, was genau ist Jotay?

Jotay ist ein ökumenischer Dachverband in Guatemala, der vor vier Jahren entstand, um Synergien zu schaffen und die Arbeit lokaler Hilfsorganisationen effizienter zu machen. Wir sind ein internationales, kulturell diverses Team und arbeiten mit 35 lokalen Organisationen zusammen, eine davon ist Madre Selva. Unsere Projekte sind in vier Themenbereiche unterteilt: Rechtsstaat, nachhaltige Nutzung der Ressourcen, Gender und Frauenrechte sowie Katastrophenhilfe. Unsere Geldgeber sind schwedische und norwegische Hilfsorganisationen, der Lutherische Weltbund und Brot für die Welt.

Vor welchen Herausforderungen steht Guatemala beim Schutz der Ressourcen, insbesondere im Hinblick auf Wasser?

Guatemala ist ein Land mit einer großen Biodiversität, die aber vom Staat nicht geschützt wird. Unsere Politiker wollen Ressourcen nicht nachhaltig nutzen, und noch immer werden indigene Gemeinden enteignet oder vertrieben. Sie vergeben massenweise Lizenzen für den Bergbau, die industrielle Landwirtschaft und Wasserkraftwerke. Dabei geht es fast nur um den Export. Die Bevölkerung vor Ort hat nichts von diesen Megaprojekten, sie trägt ausschließlich die negativen Folgen. Wir sind der Meinung, dass unsere Ressourcen verantwortungsvoll und nachhaltig genutzt werden müssen, wenn wir die Armut bekämpfen wollen. Daher verteidigen wir das Recht der Gemeinden auf Selbstbestimmung und Erhalt ihres Landes sowie die Suche nach nachhaltigen Wirtschaftsmodellen.



Stolz auf das Erreichte

Flory Yax Tiu verteidigt als Programmverantwortliche bei Jotay das Recht der Indigenen auf Selbstbestimmung.

Welche Erfahrungen haben Sie mit den Mini-Wasserkraftwerken gemacht?

Die Mini-Kraftwerke haben sowohl einen praktischen als auch einen strategischen Nutzen. Zum einen lösen die Menschen in der Projektregion damit das Problem der Stromversorgung. Zum anderen wird dadurch der Zusammenhalt gestärkt, denn vom Strom profitiert die ganze Gemeinde. Zum dritten ist es ein politisches Instrument, mit dem sie demonstrieren, dass Indigene sehr wohl in der Lage sind, Ressourcen nachhaltig und eigenständig zu verwalten. Sie entlarven den staatlichen Diskurs, dass Indigene rückständig oder gegen Entwicklung seien. Sie zeigen, dass sie nur gegen einen Fortschritt sind, von dem die Ärmsten nicht profitieren.

Minikraftwerke sind also ein Instrument der politischen Emanzipation?

Ja, denn Menschen, die über Jahrhunderte benachteiligt und diskriminiert wurden, eignen sich so Technologien an, die vorher außerhalb ihrer Reichweite und Gedankenwelt waren. Dadurch gewinnen sie Selbstvertrauen. Wir Indigene haben oft den herrschenden Diskurs verinnerlicht, wonach wir nicht in der Lage sein sollen, komplexe Probleme zu lösen.

Die Regierung scheint damit nicht allzu glücklich zu sein. Statt Unterstützung gibt es Drohungen. Woran liegt das?

Die herrschende Klasse sieht ihre Interessen gefährdet, denn sie hat der Bevölkerung weis gemacht, es gebe nur einen Weg zum Fortschritt. Sie hat Angst, dass die Bevölkerung ihre Rechte einfordert oder sie ausübt.



Neues Selbstvertrauen Früher hatten Frauen in der Gemeinde nicht viel zu sagen. Inzwischen sind sie selbst wirtschaftlich aktiv und trauen sich, auch in der Öffentlichkeit ihre Stimme zu erheben.

Wenn Indigene nun plötzlich eigenständig ein Kraftwerk verwalten, ist das ein gefährlicher Präzedenzfall, denn dadurch wird der Widerstand gegen Megaprojekte gestärkt und bekommt ein schlagkräftiges praktisches Argument. Das wieder übt langfristig Druck aus auf eine Änderung der staatlichen Ordnungspolitik.

Welche Herausforderungen haben die Minikraftwerke sonst noch zu bewältigen?

Die größte Herausforderung ist die Nachhaltigkeit. Damit die Kraftwerke auch in einigen Jahren noch funktionieren, müssen die Gemeinden die Turbinen regelmäßig warten, sie müssen aufforsten, damit die Quellen nicht versiegen, sie müssen die Kraftwerke effizient verwalten und Gebühren für ihre Nutzung erheben, damit langfristig Reparaturen und Investitionen gedeckt sind.

Gerade bei der langfristigen Tragbarkeit scheitern solche gemeinschaftlichen Projekte ja oft...

Sicher, die Gefahr besteht. Die Armut ist eine latente Bedrohung. Wenn ich nicht genug zu essen habe, schlafe ich Holz und verkaufe es. Deshalb regt Madre Selva eine sinnvolle wirtschaftliche Nutzung der Energie an. Elektrische Öfen zum Brotbacken oder zum Trocknen von Kardamom zum Beispiel. Das wurde bisher mit Holz gemacht. Ein weiterer Aspekt ist die Gleichberechtigung von Frauen und Jugendlichen. Bisher

dominieren in den Führungsgremien ältere Männer, dabei haben viele junge Leute inzwischen studiert und könnten viel Positives beitragen. Themen, die Frauen interessieren, wie Familienplanung oder der Kampf gegen Alkoholismus, sind bislang Tabuthemen, gehören aber auch zu einer nachhaltigen Entwicklung. Der Strom kann auch Bewegung in diese Themen bringen.

Welche Rolle spielt die Unterstützung von Brot für die Welt in diesem Prozess? Was hat sie konkret bewirkt?

Die Gelder aus Deutschland haben dem Projekt einen wichtigen Impuls gegeben. Der Bau von Mini-Kraftwerken ist neuartig in Guatemala und teuer und daher mit einem gewissen Risiko verbunden, was viele Geldgeber abschreckt. Aber die Resultate rechtfertigen dieses Risiko. Wir arbeiten in der Zona Reina seit zehn Jahren und haben eine wahre Umwälzung erlebt, die weit über die Nutzung von Strom hinausgeht.

Die Gemeinden sind heute stolz auf sich selbst und das Erreichte und planen für die Zukunft. Sie suchen aktiv nach neuen Projekten und klopfen beim Staat an. Widerstände entmutigen sie nicht mehr. Früher hätten sie eher resigniert. Die lokale Wirtschaft ist erblüht, neue Berufe und Geschäftszweige sind entstanden. Und die Jugendlichen haben Anschluss gefunden an die moderne Welt, ohne dafür ihre Gemeinde verlassen zu müssen.

„Wir haben in den letzten zehn Jahren eine wahre Umwälzung erlebt.“

„Wir haben Vertrauen in uns selbst gewonnen“

Vier Menschen aus der Zona Reina berichten, wie sie vom Projekt profitiert haben – und wie Strom ihr Leben verändert.

„Plötzlich Licht zu haben, war wie ein Wunder“



Dankbar Lisandro Cojoc Choc konnte dank des selbst erzeugten Stroms als erstes Mitglied seiner Familie studieren.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als der Strom kam. Ein langgehegter Traum ging in Erfüllung, und wir konnten die Früchte unserer Arbeit ernten. Plötzlich Licht zu haben, war wie ein Wunder. Mir persönlich half es beim Lernen fürs Abitur. Vorher brannte ich jede Nacht drei Kerzen nieder, um die Hausaufgaben zu machen, das ging ins Geld. Ich musste bei Freunden, die ein Solarpanel hatten, das Handy aufladen. Als der Strom kam, kaufte ich als Erstes einen Computer für mein Studium. Dank der Energie bin ich der Erste in der

Familie, der die Universität besuchen konnte. Während der Pandemie konnten viele Jugendliche per Internet weiterlernen. Ohne Strom wäre das nicht gegangen. Den Jugendlichen eröffnet der Strom neue Perspektiven. Früher konnten sie nur Bauer werden. Letztes Jahr machte ein junger Mann eine Schneiderei auf. Es gibt nun auch Bäcker hier und Eisverkäufer.

Lisandro Cojoc Choc, 26 Jahre, sechs Geschwister, Lehrer und Buchhalter des gemeinschaftlichen Stromverbands in der Gemeinde La Tania

„Wir Frauen haben uns organisiert und emanzipiert“

Früher lebten wir in der Finsternis. Wir Frauen mussten im Morgengrauen aufstehen und im Dunkeln das Essen machen. Jetzt drücken wir auf einen Schalter und haben Licht. Abends können wir Blusen weben, und unsere Kinder können Hausaufgaben machen. Auch die Gesundheitsstation hat jetzt Strom. Das ganze Dorfleben hat sich verändert. Die Läden schlossen früher bei Einbruch der Dunkelheit. Jetzt haben sie bis acht oder neun Uhr auf. Es haben auch neue Geschäfte aufgemacht, eine Schneiderei zum Beispiel mit elektrischer Nähmaschine. Die Wasserkraft hat uns Entwicklung gebracht, und zwar

eine, die wir steuern können. Es war ein Prozess, der sich über zehn Jahre hinzog, und wir haben dafür hart gearbeitet. Heute sehen wir, dass wir ein Beispiel für andere sind. Anfangs waren wir nur drei Frauen in der Projektleitung. Jetzt trauen sich noch viele andere, den Mund aufzumachen. Sie hinterfragen die Männer und haben viele eigene Projekte, Gemüseärten oder Seifenherstellung zum Beispiel. Dank des Stroms haben wir Frauen Auftrieb bekommen, wir haben uns organisiert und emanzipiert.

Regina Ramos López, 43 Jahre, Lehrerin aus der Gemeinde San Antonio



Glücklich Regina Ramos López freut sich über die Veränderungen, die das Projekt in ihr Dorf gebracht hat.

„Wasser ist ein Teil von uns“

Für uns Maya ist das Wasser Teil der Energie der Erde und eines der vier Elemente, die uns Leben und Kraft schenken. Wasser müssen wir bewahren, wir können es nicht verkaufen oder vermarkten. Wasser ist ein Teil von uns, wenn wir seine Quellen zerstören, vernichten wir uns selbst. Wir sind gegen den Bau eines Staudamms, weil er unseren Fluss austrocknen würde. Viele indigene Gemeinden hängen von diesem Fluss ab. Die Menschen baden dort, waschen Wäsche und tränken ihre Tiere. Wenn wir den Bau erlauben, verlieren wir den Fluss. Deshalb versuchen wir, das Vorhaben zu verhindern. Wir sind nicht gegen Fortschritt, sondern sind überdrüssig, dass einige Mächtige uns ihre Projekte aufzwingen, sich bereichern und wir arm bleiben.

Dieses System der wirtschaftlichen Entwicklung tritt unsere Rechte mit Füßen. Wir wollen Gemeinschaftsturbinen, die wir autonom verwalten, zu unserem eigenen Nutzen, nicht um Unternehmer zu bereichern. Wir werden deshalb juristisch verfolgt, mit Klagen und Morddrohungen überzogen. Nur weil wir unsere Rechte einfordern und eine integrale Entwicklung befürworten, stehen vier von uns derzeit vor Gericht und werden ungerechtfertigt kriminalisiert.

Gabriela Juc, 38 Jahre, indigene Aktivistin, kämpft in der Gemeinde Lancetillo La Parroquia (noch ohne Strom) gegen einen Mega-Staudamm und setzt sich dort für den Bau eines Mini-Wasserkraftwerks ein.



Empört Gabriela Juc kämpft für die Rechte ihrer Gemeinde. Sie beklagt, dass sie deshalb juristisch verfolgt wird.



Stolz Cirilo Acabal Osorio erfüllt es mit Zufriedenheit, dass sich der lange Kampf seiner Gemeinde gelohnt hat.

Strom zu bekommen war für uns über viele Jahre eine fixe Idee. Einige aus der Gemeinde meinten, dass unser kleines Kraftwerk nie funktionieren werde. Wir haben uns aber nicht entmutigen lassen, und wir haben Recht behalten. Dank der Unterstützung von MadreSelva und anderen hat es geklappt.

Es war für uns ein langer Kampf. Wir wollten weder den Staat noch die Unternehmen einbeziehen, denn die arbeiten nur im eigenen Interesse. Die Politiker haben uns immer nur belogen. Und die Firmen sind noch schlimmer. Sie versprechen, dass alles besser wird. Aber sie wollen nur unsere Unterschrift. Am Ende vertreiben sie uns von unserem Land und zerstören die Natur. Nachdem wir beschlossen hatten, unsere Flüsse zu verteidigen, wurden wir von den Streitkräften verfolgt.

„Wir haben uns nicht entmutigen lassen“

Als der Strom kam, habe ich mir als Erstes einen Kühlschrank gekauft und für meinen Sohn einen Gefrierschrank, in dem er Eis aufbewahrt. Das verkauft sich gut an heißen Tagen, ebenso wie kalte Getränke. Damit bessern wir unser Einkommen auf.

Es erfüllt uns mit Zufriedenheit, dieses Werk vollbracht zu haben. Jetzt setzen wir uns dafür ein, dass auch unsere Nachbargemeinden Strom bekommen. Wenn die Turbine in 20 Jahren ersetzt werden muss, werden wir eine neue kaufen. Wir Indigene haben Rechte, aber auch die Pflicht, aus eigener Kraft unsere Lebensumstände zu verbessern. Wir haben durch das Projekt Vertrauen in uns selbst gewonnen.

Cirilo Acabal Osorio, 71 Jahre, Inhaber eines kleinen Geschäftes in der Gemeinde La Tania

Sisyphusarbeit für indigene Rechte

Jan Schikora, 48, ist im Auftrag von Brot für die Welt als Fachkraft bei Jotay tätig. Im Gespräch berichtet er über das Schöne, das Motivierende und auch das Schwierige an seinem Einsatz in Guatemala.

Herr Schikora, welches sind die Schwerpunkte Ihrer Arbeit bei Jotay?

Ganz allgemein: die Stärkung indigener Rechte. Dazu gehört die Anfertigung von Infomaterialien, aber auch Fortbildungen zu diesem Thema. Daneben unterstütze ich Jotay in der Öffentlichkeitsarbeit, um die Arbeit unserer Partner bekannter zu machen. Pandemiebedingt haben wir zuletzt virtuelle Veranstaltungen durchgeführt, unter anderem zur Wasserproblematik in Guatemala. Und Netzwerkarbeit gehört natürlich auch dazu.

Wie sind Ihre persönlichen Erfahrungen in Guatemala bisher?

Die kulturelle Vielfalt ist einmalig, sie fasziniert und motiviert mich. Auf der anderen Seite bin ich erschüttert, mit welchem Kalkül die Mächtigen hier ihre Interessen durchsetzen und mit welchem Hochmut teils haarsträubende Standpunkte vertreten werden. Wenn landlose Bauern und Bäuerinnen ihr Recht auf Land einfordern, werden sie im Handstreich von der Polizei vertrieben, ohne dass diese Brutalität auf nennenswerte Kritik stößt. Auch in den Medien findet kaum kritische Berichterstattung statt. Gewalt gegen Frauen, Indigene, Homo- oder Transsexuelle ist weit verbreitet, und es gibt wenig öffentlichen Druck, das zu ändern.

Welche Rolle spielen die von Jotay unterstützten Organisationen in diesem Kontext?

Sie sind ganz wichtig, weil sie ein Stück weit den Staat ersetzen, der seine Aufgaben nicht erfüllt. Wie wir in der Zona Reina sehen, bringen Organisationen der Zivilgesellschaft und nicht der Staat grundlegende In-

frastruktur wie Wasser oder Strom. Der Staat versucht häufig, die Arbeit dieser Organisationen zu sabotieren, weil sie dem staatlichen Gewaltmonopol oder den Interessen der Elite zuwiderläuft. Gerade in Regionen, wo Großprojekte geplant sind und zivilgesellschaftliche Organisationen die Gemeinden unterstützen, sind sie nicht gern gesehen. Guatemala hat zwar

internationale Abkommen über indigene Rechte ratifiziert, nach denen etwa indigene Gemeinden vor Großprojekten befragt werden müssen – aber die Regierung setzt sie nicht um. Darauf muss die Zivilgesellschaft immer wieder öffentlichkeitswirksam drängen.

Auf welche Schwierigkeiten stoßen Sie in Ihrer Arbeit?

Aktuell ist es vor allem die Pandemie, die meinen Bewegungsspielraum einschränkt. Zum anderen auch die kulturelle Komplexität. Ich musste erst die üblichen Verhaltensnormen verstehen lernen und das Vertrauen der lokalen Bevölkerung gewinnen. Viele Indigene haben schlechte Erfahrungen mit Fremden gemacht und sind zu Recht misstrauisch. Da profitiere ich zum Glück vom Zugang über die Partnerorganisationen.

Was motiviert Sie, trotzdem weiterzumachen?

Mir ist es wichtig, einen Beitrag zu leisten, dass systematisch benachteiligte Bevölkerungsgruppen vorankommen. Das ist eine Sisyphusarbeit, aber es bringt nichts, den Kopf in den Sand zu stecken. Auch der Respekt und oftmals die Dankbarkeit der Menschen motivieren mich sehr. In der Zona Reina merkt man, wie glücklich die Menschen sind über den Strom. Das war wirklich ein Quantensprung für sie.



Motiviert

Jan Schikora möchte als Fachkraft bei Jotay einen Beitrag dazu leisten, dass Benachteiligte vorankommen.

Zahlen und Fakten

Das Projekt im Überblick

Seit **2017** koordiniert ACTuando Juntas Jotay die Programme von **Brot für die Welt** und **vier weiteren europäischen Hilfswerken** in Guatemala.

35 lokale Organisationen werden von dem christlichen Netzwerk **unterstützt**, darunter auch die Umweltorganisation **Madre Selva**.

8.000 Kleinbauernfamilien überwiegend **indigener Herkunft** können durch das Projekt ihr **Leben verbessern**.

Sie erhalten Schulungen in **ökologischer Landwirtschaft** und im **nachhaltigen Umgang** mit Wasser.

5 „Mini-Wasserkraftwerke“ wurden bislang errichtet.

1.300 Familien in zehn Gemeinden haben dadurch erstmals **Strom** erhalten.

Weitere **5.000 Familien in mehr als 100 Gemeinden** sollen durch den **Bau neuer Anlagen** in den nächsten Jahren ebenfalls an die **Stromversorgung** angeschlossen werden.

Indirekt **profitieren** von dem Projekt **ca. 150.000 Menschen**.



Guatemala



Projektträger:

ACTuando Juntas Jotay (JOTAY)

Laufzeit:	3 Jahre
Spendenbedarf:	50.000 Euro

Kostenbeispiele:

5 Spaten zum Ausheben von Kanälen:	39 Euro
Ausbildungskurs Elektriker:in pro Person:	83 Euro
60 Meter PVC-Leitungen:	125 Euro

Stichwort Wasser



Über zwei Milliarden Menschen weltweit haben keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Die Wasserknappheit trifft vor allem die Länder des Globalen Südens. In den Slums Afrikas, Asiens und Lateinamerikas sind viele Menschen vom städtischen Versorgungsnetz abgekoppelt. Noch schlimmer ist die Situation in ländlichen Regionen: Das knappe Trinkwasser muss dort oft von weit entfernten Quellen geholt werden. Die Frauen, die meist für die Wasserversorgung zuständig sind, benötigen Stunden, um ausreichend Wasser für ihre Familien zu besorgen – wertvolle Lebenszeit, die ihnen für andere Tätigkeiten fehlt.

Brot für die Welt setzt sich auf verschiedene Arten dafür ein, dass Menschen Zugang zu Wasser bekommen:

- » Wir unterstützen Projekte, in denen die Wasserversorgung im ländlichen Raum verbessert wird, zum Beispiel durch den Bau von Brunnen, Wasserleitungen, Regenwassertanks und Filteranlagen.
- » Wir bekämpfen den Land- und Wasserraub durch internationale Konzerne.
- » Wir engagieren uns für eine sozial gerechte und ökologisch nachhaltige Wasserpolitik.

Wir sind der Überzeugung: Alle Menschen haben ein Recht auf Wasser.

Ihre Spende hilft

Ihnen liegt daran, dass alle Menschen Zugang zu Wasser haben? Sie möchten das Projekt „Wo Wasser Licht und Hoffnung erzeugt“ unterstützen? Dann überweisen Sie bitte Ihre Spende mit dem Stichwort „Wasser“ auf folgendes Konto:

Brot für die Welt
Bank für Kirche und Diakonie
IBAN: DE10 1006 1006 0500 5005 00
BIC: GENODE33KDB

Wenn mehr Spenden eingehen, als das Projekt benötigt, setzen wir Ihre Spende für ein anderes Projekt im Bereich Wasser ein.

Um wirkungsvoll zu helfen, arbeitet Brot für die Welt eng mit erfahrenen, einheimischen Partnern zusammen – oft kirchlichen oder kirchennahen Organisationen. Deren Mitarbeitende kennen die Verhältnisse und die Menschen vor Ort, sie wissen daher um ihre Schwierigkeiten und Bedürfnisse. Gemeinsam mit den Betroffenen entwickeln sie Projektideen und setzen diese um. Von Brot für die Welt erhalten sie finanzielle und fachliche Unterstützung.

Verantwortlich

Transparenz, gegenseitiges Vertrauen, aber auch regelmäßige Kontrollen sind maßgeblich für eine gute Zusammenarbeit. Die Partnerorganisationen von Brot für die Welt sind daher gehalten, jährliche Projektfortschritts- und Finanzberichte vorzulegen. Diese werden von staatlich anerkannten Wirtschaftsprüfern nach internationalen Regeln testiert.



Den verantwortlichen Umgang mit Spendengeldern bestätigt das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) Brot für die Welt jedes Jahr durch die Vergabe seines Spendensiegels.



Haben Sie Fragen zu Ihrer Spende?

Dann wenden Sie sich gerne an unsere Mitarbeitenden:

Brot für die Welt
Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V.
Caroline-Michaelis-Str. 1
10115 Berlin
Telefon: 030 65211 4711
→ E-Mail: kontakt@brot-fuer-die-welt.de

Impressum

Herausgeber Brot für die Welt, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V., Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin, Tel 030 65211 4711, www.brot-fuer-die-welt.de **Redaktion** Thorsten Lichtblau, Franziska Reich (V.i.S.d.P.), **Texte** Sandra Weiss
Fotos Florian Kopp **Layout** Katrin Schierloh, August 2021